

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. egl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gepaltene Zeitspalt oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer fest 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Die politische Lage in Oberschlesien.

* Leipzig, 18. Juli.

Aus Oberschlesien wird uns geschrieben:

Oberschlesien war bis zum Jahre 1898 der unbestritten festeste Centrumsturm in Deutschland; eine andere Partei als das Centrum hatte bis dahin auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg, auch die Sozialdemokratie nicht, zumal da ihre jede Organisation fehlte. Das Wahljahr 1898 brachte einen überraschenden Erfolg der Sozialdemokratie: die sozialdemokratischen Stimmen stiegen in Oberschlesien von zirka 5000 im Jahre 1893 auf über 25 000 im Jahre 1898, im Industriebezirk, in den Wahlkreisen Beuthen-Tarnowitz, Kattowitz-Fabrze-Gleiwitz sogar von zirka 1000 auf über 20 000. Diese Steigerung der sozialdemokratischen Stimmen war umso höher einzuschätzen, als sie unter den größten Schwierigkeiten erreicht worden war: trotz der geringen Intelligenz der Bevölkerung und trotz des erbitterten und mit schlechten Waffen geführten Kampfes der Behörden und des katholischen Klerus gegen die Sozialdemokratie.

Im allgemeinen herrschte natürlich große Freude bei den Sozialdemokraten über ihren Erfolg; es fehlte indes auch nicht an kritischen Stimmen. Man sprach wohl gar von einem „Strohfeuer“. Jedenfalls aber war die Meinung richtig, daß unser Erfolg zu einem großen Teile dem damaligen Verhältnis zwischen der deutschen Centrumspartei und der polnischen Katolikpartei geschuldet war. Im Jahre 1897 war zwischen dieser Parteien oder Parteitellen bitterer Krieg gewesen; man hatte sich, so gut es ging, für die 98er Wahlkampagne versöhnt: die Katolikpartei verzichtete auf die Aufstellung besonderer polnischer Kandidaten, hielt sich aber auch durchaus nicht für verpflichtet, sich für die deutschen Centrumskandidaten ins Zeug zu legen. Dieser Zustand war naturgemäß uns Sozialdemokraten sehr vorteilhaft; ein großer Teil der über das deutsche Centrum erbitterten polnischen Wähler gab unseren Kandidaten seine Stimme; die Katolikpartei verhinderte das nicht, sie erhoffte wohl von der Wahl einen heilsamen Schrecken für das Centrum, das lernen werde, daß es die Polen nicht schlecht behandeln dürfe.

Alles in allem handelte es sich demnach 1898 nur um zwei Parteien: rot oder schwarz, ein drittes gab es nicht; die paar Hundert Freisinnige zählten nicht mit.

Diese Klarheit und Einfachheit der politischen Situation in Oberschlesien hat nicht lange Bestand gehabt; es haben sich, wie für ein politisch junges Gebiet natürlich, eine Reihe Wandlungen vollzogen, und heute sieht es in Oberschlesien, vor allem im Industriebezirk, wo seit 1898 die politische

Bewegung äußerst lebhaft geworden ist, während es in der agrarischen Provinz stiller zuzug, wesentlich anders aus als vor fünf Jahren.

Centrum und Katolikpartei haben allerdings ihr altes Verhältnis nicht gelöst; die laie Freundschaft und versteckte Feindschaft bestehen bis auf den heutigen Tag. Das Centrum hat den Polen so gut wie in nichts nachgegeben: der „Polenschuß“ des Centrums war äußerst stark, der 1898 verschonene „Schuß der Volksrechte“ ist ganz zu Schanden geworden, denn das Centrum machte und macht den volksschädlichen Nummel für die Pöle mit, was doch gerade bei Vertretern eines Industriebezirks mit fast 1/4 Millionen Proletariern äußerst gewagt ist. Die Zeitung der Katolikpartei, eine geschäftlich und verwandtschaftlich eng koalierte Sippschaft unter ultramontan-fromm-konserverativer Spitze, hat es nicht einmal gewagt, gegen den Stachel zu lösen, als das Centrum die Dummheit besaß, deutsche Flugblätter aus der Flugblattfabrik des Volksvereins für das katholische Deutschland; Flugblätter für den Getreidezoll, in den Schulen und Kirchen zu verbreiten. Der Katolik und der Dziennik Sletki haben die Freiheit gehabt, ihren Lesern die ungeheuer wichtige Getreidezollfrage einfach zu unterschlagen. Die Sozialdemokraten haben natürlich die Agitation gegen den Dronowicher desto energischer betrieben und wurden sogar von rheinländischen Centrumsmittgliedern unter Zusendung von Flugblättern, die gegen die Zollpläne des Centrums gerichtet waren, aufgefordert, die ober-schlesischen Centrumsanhänger über die Wahrheitsliebe ihrer Führer aufzuklären, was sie auch, allerdings nach ihrer Weise, zu besorgen suchten. Bei dem halbwegs aufklärten Teile der Bevölkerung des ober-schlesischen Industriebezirks hat jetzt die Katolikpartei ihren Kredit gründlich verloren.

Wir Sozialdemokraten würden allein davon den Gewinn haben und könnten zuversichtlich mit der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit rechnen, bei einer Neuwahl zu siegen, zumal da das Centrum, aus Furcht vor dem aufgeweckten und nicht mehr schlafenden Volke, jede Agitation unterließ, wenn dieser Zustand im wesentlichen derselbe geblieben wäre.

Dies ist indes nicht der Fall. Die Situation hat sich in mehr als einer Beziehung verschoben, und außer den Sozialdemokraten wollen auch andere aus dem Niedergehen des Centrums und der Katolikpartei Vorteil ziehen.

Eine neue „Mittelpartei“ ist in Oberschlesien entstanden, eine national-polnische von anscheinend radikaler Richtung, eine Mittelpartei, die mit den deutschen liberalen Parteien nichts zu thun hat und aus der volkstümlichen polnischen Bewegung der Provinz Posen stammt. Diese Partei hat ihr ober-schlesisches Blatt, den Gornoslazak, und scheint ziemlich rasch einen bedeutenden Anhängerkreis geworden zu haben.

Bei näherem Zusehen ergibt sich allerdings auch hier die Wahrheit des Wortes: Viel Geschrei, wenig Wolle. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß diese neue politische Gruppe bei der Eigenart des ober-schlesischen Proletariats sich noch bedeutend vergrößert. Sie hat bereits erklärt, daß sie eigene Kandidaten nominieren, mit der Katolikpartei und dem Centrum nicht zusammengehen wird. Dem Programm dieser Partei fehlt ein Inhalt, mit den drei Programmpunkten: der katholische Glaube, die polnische Nationalität, die soziale Forderung wird sie auf die Dauer nicht weit kommen, zumal da bisher lediglich der zweite Punkt in geradezu phantastischer und kindischer Weise propagiert wird. Auch die ober-schlesischen Arbeiter, die sich solange mit Lügen und Phrasen abfüttern ließen, haben gerade durch uns Sozialdemokraten Geschmack an realen Forderungen und Dingen gefunden, werden gern auf das polnische Reich verzichten, wenn sie nur ihre Arbeitsverhältnisse besser können.

Ferner ist insofern eine Vermehrung der in Oberschlesien tätigen Parteien erfolgt, als die sogenannte „polnisch-sozialistische Partei im preussischen Anteil Polens“, abgesehen von ihrer verstärkten Betonung der Parteiselbstständigkeit im Prinzip auch bei der praktischen Agitation selbstständig vorgeht, von den „deutschen“ Genossen nichts wissen will und u. a. jüngst in einer in Oswiecien in Galizien abgehaltenen Konferenz die ober-schlesischen Wahlkreise mit polnisch-sozialistischen Kandidaten besetzt hat ohne auch nur im geringsten den Versuch der deutschen Genossen, eine Einigung in betreff der Kandidatenwahl herbeizuführen, durch Entgegenkommen zu unterstützen. Wie es bei der Selbstständigkeitsbewegung dieser Partei seit jeher war, daß nämlich die Führung nicht in den Händen der hiesigen Genossen, sondern in denen von auswärts gekommener Agitatoren sich befand, die die Selbstständigkeit ihrer Partei des polnischen Zukunftsstaates besonders energisch betonen, so war es auch jetzt. Ein Vorgehen der polnisch-sozialistischen Partei wie es jetzt ist, wäre unmöglich gewesen, wenn die hiesigen Genossen der deutschen Sozialdemokratie Gelegenheit gefunden hätten, mit den einheimischen polnischen Genossen ohne ihre national-fanatizierten Führer zu verhandeln.

Diese durch die Entstehung der radikalen polnischen und durch die Abzweigung der nationalistisch-polnisch-sozialistischen Partei von der deutschen Sozialdemokratie geschaffene Situation ist sicherlich nichts weniger als wünschenswert. Die Genossen der deutschen Sozialdemokratie werden einen schweren Kampf zu kämpfen haben. Hoffentlich gelingt es ihnen, die von den polnischen Sozialisten geschaffene Gefahr der sozialistischen Doppelfandaturen zu vermeiden.

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Maria Diebig.

Vor ein paar Tagen nun hatte der Direktor an Vater Reschke geschrieben und ihn erjucht, seinen Sohn vom Gymnasium zu nehmen, da dieser einestells ein Anstoß für die Klasse sei, anderenteils aber durch die verlorene Zeit an seiner Zukunft geschädigt werde.

Frau Reschke war außer sich, ihr Hochmut tief verletzt. Sie stürzte in die Kammer des Sohnes, wo dieser teilnahmslos in ein Buch stierte, ergriff das und schlug es ihm auf den Kopf. Die Blätter des zerlederten Bandes flatterten in alle Ecken.

„Du Faulpelz! Du Schlemihl! Du — Du —“ eine Fluß von Schimpfworten entströmte ihrem Mund. „Haben wer dafür der wille Feld ausgeben, uns jehunden, daß de Dir uf de faule Seite legst? Hast denn kein Briegelschen Ehre in 'n Leibe?! Schämten sollste Dir in Deinen Hals 'rein. Sollste nich Deinen Eltern, die allens for Dir jeopfert haben, ne Stütze sein in 'n Alter? Ne, mit de Müllfuhrte wirste losjondeln, weiter nisch! Über ne, Wärmeken, det jiebts nich — det bin ik den Doktor schuldig — Du jehst standebe nach Schule un lernst wat Ordentlichet!“

Er lachte ihr bitter ins Gesicht. „Was Ordentliches?! Ich bin viel zu alt. Frag den Direktor! Se lachen mich aus.“

„Quatsch! Vater wird den Direktor mal den Standpunkt klar machen. Du jehst!“

„Ich geh nich.“

„Nanu?“ Frau Reschke sah ihren Sohn an, als spräche er irre.

Sie tippte ihm auf die Stirn. „Brustkrank — wat? Ist sache, du jehst!“

„Und ich will nich mehr,“ schrie er mit dem plötzlichen Mut der Verzweiflung, „mach, was Du willst! Ich — laufe fort!“

„Haha, versuch 't man! Ist sache Dir, Du kommst schnelle wieder bei Muttern. Soll Dich schlecht schmecken, Steine bei 'n Bau tragen oder Schnee schüppen! Was willst denn? Du kannst ja nisch!“

Der Junge stöhnte auf und verberg das Gesicht in den Händen.

„Ne, ne,“ fuhr sie etwas sanfter fort, bückte sich und hob mit spigen Fingern die umhergestreuten Blätter des Buches auf. „Det is ja allens Quatsch. Se sind in Schule unjerecht jejen Dir; aber laß der nur nich einschüchtern! Ist wer ihnen schon zeigen, was ne Harke is — Du wirst doch Doktor. Und damit punktum.“

„Ich werd es nich — ich werd es nie — ich kann's gar nich werden!“

„Un warum denn nich, wenn ik fragen darf? Det war ne neie Mode!“ Sie schlug entrüstet mit der Faust auf den Tisch. „Wenn Mutter sagt, Du wirst det, denn wirtste det ebent!“

„Ich kann nich.“

„Warum kannst nich — na?“

Er hob den Kopf aus beiden Händen und sah seine Mutter an, mit verschwollenen, blutunterlaufenen Augen. Sein Gesicht war aschfahl, seine Lippen zuckten. Er brachte kein Wort heraus. Aber es war ein langer, stumm berechter Blick.

„Na wird's bald? Warum kannst nich?“

Wib fuhren seine Augen im Kellerraum umher —

vom Laden herüber tönte Lachen und Getöse der Mägde, Vater Reschke trieb seine handgreiflichen Geschäftshetze mit ihnen; nebenan quiekte Elli eins ihrer Bräbourstücke und trommelte den Takt dazu mit den Absägen.

„Hörste's?“ stieß er heraus. „Ich kann nich — der Keller — der Keller — hörste's?“

„Na ja, wat denn?“ Sie sah ihn verständnislos an. „Der Keller — fischste's denn nich ein, ich bin aus 'n Keller! Ich paß nich fürs Studium. Laß mich was werden, was zu mir paßt!“

Sie schrie laut auf. „Wat, der Keller is wohl nich anständig?! Hier is der't nich fein jenung? Na, warte, Reschke! Reschke!“

Schon kam er gelaufen.

„Reschke!“ Sie stand und schnappte nach Luft und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf ihren Sohn. „Et is ihm nich fein jenung, — der Keller — er — er schämt sich wejen seine Eltern!“

„Nanu wird's Tag! Schämten — Du Dich unsetwejen schämten?! Du verdammter Bengel!“

„Ich schäm nich, Curer ja gar nich,“ schrie der Sohn. Er war aufgesprungen und stierte, den Kopf vorgeneigt, seine Eltern an. „Ich sag ja nur, ich paß nich zum Studieren, seht das doch ein!“

„Was, Du willst uf unsen Keller schimpfen?! Reschke packe Arthur vorn am Rock und schüttelte ihn hin und her. „Ich wer Der lehren!“

„Wie sieht man da,“ freischte die Reschke, „reine Blamiert! Nich in Schule jehn, nich Doktor werden?! Reschke, morjen jehste zu 'n Direktor un machst dem den Standpunkt klar. Ne, uf de Stelle!“

Ich kann nich mehr in Schule gehn! Ich will nich mehr in Schule gehn!“